

Ammon, Frieder von / Zymner, Rüdiger (Hg.): *Gedichte von Thomas Kling. Interpretationen*. Paderborn: mentis Verlag 2019, 327 S. € 59,90.

„Investigation einer Investigation“ (S. 240) nennt Tobias Bulang treffend Thomas Klings’ Gedicht *Über die Art wie sie Hagelschlag zu erregen pflegen* aus dem späten Zyklus *Die Hexen*. „Investigationen von Investigationen“ könnte man daran angelehnt auch die 16 Beiträge nennen, die sich in diesem Band dem oft als „sperrig“ bezeichneten Werk des 2005 verstorbenen Lyrikers Thomas Kling nähern. Angesichts der Reputation des Autors als punk-affiner Szenekünstler, Weiterträger des Feuers der historischen wie neuen Avantgarden und intensitätsstrotzender Protagonist fulminanter Sprach- und Sprechereignisse, denen in den Erinnerungen der Dabeigewesenen regelmäßig das Attribut „legendär“ beigelegt wird, mutet es zunächst ein wenig blutarm an, wenn im Klappentext in trockenen Worten angekündigt wird: „Die Analysen und Interpretationen erläutern den literaturgeschichtlichen Kontext der Gedichte, erklären ihre Machart und erschließen ihren Sinn.“ Was der Verlag hier so bescheiden verspricht, lösen die Autorinnen und Autoren der Beiträge allerdings auf eine Weise ein, die keinen Zweifel daran lässt, dass Interpretieren eine völlig untrockene Tätigkeit sein kann. „Intensive“ Gedichte, wie Kling sie schrieb, versetzen Leserinnen und Leser, wenn sie sich einmal auf Kling’sches Gelände gewagt haben, offenkundig in einen investigativen Modus, der seinerseits eine hohe Intensität erzeugt, denn wer den „Sinn“ der Gedichte Klings erschließen will, kommt gar nicht umhin, dessen forschende Haltung selbst einzunehmen und diese auf einer Metaebene sowohl auf die Texte als auch auf das eigene interpretatorische Handeln zu beziehen. Genau dies tun die Beiträgerinnen und Beiträger mit spürbarer Lust, einer Lust allerdings, die, wie Christine Weder autoanalytisch feststellt, gerade in Zeiten des Googelns leicht in „Recherche-Sucht“ (S. 105) umschlagen kann.

Wie die Herausgeber zu Recht bemerken, ist gerade in den letzten Jahren in der Kling-Forschung viel geschehen: Nicht nur Textmaterialien aus dem Nachlass, sondern auch Tondokumente¹ sowie ein Filmdokument² sind inzwischen publi-

1 Kling, Thomas: *Die gebrannte Performance. Lesungen und Gespräche. Ein Hörbuch*. Hg. von Ulrike Jannsen und Norbert Wehr. Düsseldorf: Lilienfeld Verlag 2015.

2 *kling ungelöscht. Spurensicherung einer lesung / performance von thomas kling*. Köln: verlag klaus bittner 2015.

ziert worden. Zudem ist Klings Werk in jüngster Zeit mehrfach Gegenstand von Dissertationen und kleineren Studien geworden. Dennoch schließt der vorliegende Band eine Lücke, lag doch bisher – angesichts der unumstrittenen Bedeutung Klings erstaunlicherweise – kein einziger Band vor, der einen Überblick über das Gesamtwerk verschafft hätte. Das Konzept, anhand von chronologisch angeordneten Analysen einzelner Gedichte bzw. Zyklen den Zusammenhang des Werkes zu erschließen, ist daher überzeugend. Ausgewählt wurden zum Teil prominente und bereits mehrfach interpretierte Gedichte wie etwa *ratinger hof*, *zettbeb (3)* oder *geschreibertes idyll*, zum Teil aber auch weniger bekannte Texte, die hier erstmals Gegenstand einer ausführlichen „Investigation“ werden. Natürlich ließe sich, wie bei jeder Selektion, trefflich darüber streiten, ob nicht besser dieses als jenes Gedicht hätte gewählt werden sollen und ob nicht dieser oder jener Aspekt des Werkes auch hätte behandelt werden müssen. Das Konzept „Gesamtdarstellung durch Einzelinterpretationen“, das nicht nur diesen Band, sondern eine gesamte Buchreihe des *mentis*-Verlags (unter dem Label „Interpretationen“ erschienen bisher Bände zu Peter Rühmkorf, Jan Wagner und Ulrike Draesner) prästrukturiert, zwingt jedoch zur Begrenzung. Eine weitere Begrenzung findet der Band in dem Begriff der „Interpretation“ selbst, impliziert dieser doch ein grundsätzliches Bekenntnis zur klassischen Hermeneutik. Dass damit zugleich andere Zugänge zu Klings Werk wie etwa diejenigen, die in jüngster Zeit durch die Digital Humanities eröffnet wurden,³ außen vor bleiben, mag bedauerlich sein, ist aber eine Folge der durchaus vertretbaren Entscheidung, gerade an Kling, dem großen Spötter über graue Philologie, noch einmal das Erkenntnispotenzial des philologischen Handwerks zu demonstrieren.

Im Mittelpunkt der ersten Beiträge stehen die Gedichtbände *erprobung herzstärkender mittel* (1986) und *geschmacksverstärker* (1989): Friederike Reents wendet sich ausgehend von *ratinger hof*, *zettbeb (3)* gegen die reduzierende Bewertung der frühen Gedichte als „schillerer Ausdruck einer oberflächlichen Punk-Ästhetik“ (S. 36) und zeigt auf, dass bereits der junge Kling ‚tief schürft‘. Bereits in den *Ratinger Hof*-Gedichten sei die für Kling auch später charakteristische Verknüpfung von zwei Sphären zu beobachten: der mit Benn verknüpften „physio-

3 Hier sei nur auf die textgenetischen Spurensuchen auf Klings Festplatten verwiesen, die Thorsten Ries im Hombroicher Archiv unternommen hat. Ries, Thorsten: *Textgenese und digitale Forensik. Exemplarische Studien zu Thomas Kling und Michael Speier*. Heidelberg: Winter (im Erscheinen).

logisch-sezierenden“ und der „dichter-priesterhaften“, für die der Name Hölderlin steht (S. 18). Auch arbeite Kling bereits hier mit dem Verfahren der ‚Doppelbelichtung‘, bei der disparate historische und mediale Zusammenhänge in der sprachlichen Arbeit überblendet werden. Eine solche poetische Überblendung beschreibt Achim Geisenhanslüke am Beispiel des Gedichts *wespen 2*: Wenn die Wespen in den ihren „tiefflug über / die planquadrate der pflaumenkuchen machen“ und „einstiche von marschflugkörpern“ bzw. „inter-/kontinentale interjektionen“ hinterlassen (S. 38), bringt Kling in den gepanzerten Insekten die Kriegsgeschichte des 20. Jahrhunderts zum Erscheinen. Jörg Wesche wendet sich dem Gedicht *geschriebertes idyll, für mike fesser* (1989) zu und arbeitet am Text, aber auch anhand einer Tonaufnahme heraus, wie Kling Impulse aus der Techno-Musik – Beats, repetitive Muster, tranceproduzierende auditive Effekte – aufnimmt und „transästhetisch“ (S. 6) in einem anderen Medium, dem der Sprache, realisiert.

Aus verschiedenen Perspektiven rücken die Beiträge Klings poetisches Selbstverständnis ins Licht, was zur Folge hat, dass einige prägnante Kling-Äußerungen gleich mehrfach zitiert werden, so etwa seine Selbstbezeichnung als „Memorizer“, als „Gedächtnisverantwortliche[r] unter den Clanmitgliedern.“⁴ Dass Klings Arbeit an der Sprache immer Arbeit an Geschichte und Gedächtnis ist, stellen fast alle Autoren mit Nachdruck heraus: So fokussieren gleich mehrere Beiträge (Michael Waltenberger, Claudia Hillebrand, Peer Trilcke) Klings Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg, der in seiner Lyrik weit mehr Raum einnimmt als der Zweite Weltkrieg. Es wird jedoch deutlich, dass es hier nicht nur um ein rein persönliches Interesse des Dichters geht – Klings Großvater war Weltkriegsteilnehmer –, sondern auch um die Selbstverortung in einer literarischen Ahnenreihe, die auf Stramm, Trakl, van Hoddiss, Ball, Jünger u.a. zurückverweist.

Mehrere Beiträge illustrieren anhand beeindruckender Recherchen, wie weit sich Kling in benachbarte Wissensgebiete hineinbegeben hat: etwa in die Psychiatrie- und Mediengeschichte (Christine Weder), die Kunstgeschichte (Mirjam Springer) oder die Geschichte der Hexenverfolgung (Tobias Bulang). Weitere Beiträge nehmen andere poetologisch wichtige Aspekte in den Blick, etwa das semantische Feld des Fliegens (Rüdiger Zymner), den „histrionischen Moment“ (S. 216) und das Verfahren der „Sondage“ (Markus May), die Antike-Rezeption

4 Kling, Thomas: *Itinerar*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997. S. 16.

am Beispiel von Klings spätem Vergil-Zyklus‘ (Erik Schilling) sowie die Autorinszenierungen im letzten Gedichtband *Auswertung der Flugdaten* (2005), dessen Erscheinen Kling nur um wenige Wochen überlebte (Sonja Klimek).

Hermann Korte erklärt in einem sehr erhellenden Beitrag die aufeinander bezogenen, aber in ihrer Akzentsetzung unterschiedlichen Zyklen *Manhattan Mundraum* (1996) und *Manhattan Mundraum 2* (2002). Letzterer entstand nach dem 11. September 2001 und geht, wie Korte hervorhebt, im Unterschied zu den „mehr oder minder geistreiche[n] poetischen Moralisierungen“ (S. 206) anderer Lyriker – stellvertretend wird süffisant Durs Grünbein mit seinen *September-Elegien* genannt – von vornherein auf die „metamediale Ebene“ (S. 206), um das mediale Material aus kritischer Distanz zu dekonstruieren. Den Abschluss des Bandes bildet ein Beitrag von Christoph Jürgensen zu dem einzigen dokumentierten „Live-Act“ von Thomas Kling, einem Auftritt im März 1989 im Kölner Klapperhof, dessen paratextuelle Einbettung anhand des filmischen Materials analysiert wird.

Die meisten Beiträge wenden sich, da sie umfassendes literaturgeschichtliches und -theoretisches Wissen sowie teilweise auch erhebliches Vorwissen zu Kling voraussetzen, erkennbar an ein literaturwissenschaftliches Fachpublikum. Einzelne Beiträge kann man jedoch auch denjenigen, die sich gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern der Sekundarschulen an Kling heranwagen wollen, zur Einführung empfehlen. So liefert etwa der Beitrag von Achim Geisenhanslüke alle Voraussetzungen zu seinem Verständnis mit und zielt mit seiner Erläuterung der poetologischen Bedeutung der Wespen auf den Kern des Werkes. Dieter Burdorfs Beitrag zum „Pflanzengedicht“ *Atropa Belladonna L.* (2005) zeigt exemplarisch, dass Kling-Gedichte häufig „Updates“ (S. 286) älterer Texte sind – in diesem Fall des Rilke’schen Dinggedichtes und insbesondere des Gedichts *Blauen Hortensie* – und dass der Vergleich alter und neuer Texte durchaus eine geeignete Methode sein kann, das Spezifische der Poetik Klings zu erfassen.

Mit wenigen Ausnahmen werden die Gedichte übrigens nach den 2006 erschienenen *Gesammelten Gedichten* gedruckt. Diese Ausgabe wird derzeit (Juni 2020) auf der Antiquariatsplattform zvab.com genau einmal angeboten, und zwar zum Preis von 469,00 €. Es ist also eine erfreuliche Nachricht, dass diesem anregenden Band *über* Kling bald einige Bände *von* Kling folgen werden: Der Suhrkamp Verlag hat jüngst das Erscheinen der von Kling-Fans langersehnten, rund 2000 Seiten umfassenden vierbändigen Gesamtedition für den Herbst

2020 angekündigt. Neben den bereits in Buchform publizierten Texten sowie dem Textbestand der bibliophilen Editionen verspricht der Verlag einige weitgehend unbekannte Gedichte und Essays sowie bisher unveröffentlichte Funde aus dem Thomas-Kling-Archiv.

Vera Viehöver

Werle, Dirk: *„Barocke“ Lyrik lesen*. Frankfurt a.M.: Klostermann 2019 (= Rote Reihe, 112), 160 S. € 18,80

Wer wie ich seit über dreißig Jahren Literatur über deutsche Literatur liest, hat eine Art Farbcodes internalisiert: Sehe ich in einer Buchhandlung in der Abteilung Literaturwissenschaft Regal etwas Rotes im Taschenbuchformat, denke ich „Einführung in ...“ und erwarte eine von jenen kompakten Darstellungen von Epochen- oder Gattungswissen, die man als Studentin liest, wenn man bald Prüfung hat, und als Dozentin, wenn man sich kurz vor Seminarbeginn nochmal eben auf Stand bringen will. Das Buch des in Heidelberg lehrenden Experten für die Literatur der Frühen Neuzeit Dirk Werle sieht exakt so aus wie jene kleinen Wissensvermittlungspakete, will ein solches aber ausdrücklich nicht sein. Vielmehr versteht sein Verfasser es als „Legende“ (S. 7), also als Leseanleitung. Darum lautet der Titel auch nicht „Einführung in die barocke Lyrik“, sondern „Barocke Lyrik lesen“: Hier sollen keine „handlich erlernbaren Informationen“ (S. 7) vermittelt, sondern bekannte Begriffe problematisiert und vertraute Vorstellungen hinterfragt werden, kurz: Es soll „demonstriert werden, was es heißt, ‚barocke‘ Lyrik zu lesen“ (S. 7). Das beginnt beim Adjektiv ‚barock‘: Die einfachen Anführungszeichen im Titel signalisieren weniger Distanz zum Gegenstand als Distanz zum üblichen Sprechen über diesen Gegenstand, ist doch der Begriff ‚Barock‘ ein besonders problematischer Epochenbegriff: beladen einerseits dadurch, dass er auch Alltagssprachlich verwendet wird, und zwar meist klischeehaft oder gar pejorativ – von der ‚barocken Figur‘ einer Frau bis hin zum ‚barocken Einrichtungsstil‘ –, und andererseits dadurch, dass der Germanist Fritz Strich, der den Begriff im Jahr 1916 durch einen viel gelesenen Aufsatz populär machte, stilgeschichtliche Thesen vertrat, die aus heutiger Sicht fragwürdig sind.

Doch auch der unproblematischer scheinende Begriff ‚Lyrik‘ birgt mehr Schwierigkeiten, als man auf den ersten Blick vermuten möchte, entspricht doch das im 17. Jahrhundert geläufige Konzept von Lyrik „nicht in jeder Hinsicht dem

[...], was wir uns heute unter Lyrik vorstellen“ (S. 7). Und noch etwas verstellt unseren Blick: die Kanonisierung. Wer würde nicht bei der Frage nach barocken Lyrikern wie aus der Pistole geschossen antworten: Gryphius, Opitz, Fleming, Hoffmannswaldau? Hunderte andere Autoren – und sowieso die wenigen weiblichen – sind heute vergessen oder nur noch Fachleuten bekannt. Im schulischen Bereich aber und oft genug auch in der universitären Lehre überstrahlen die Genannten alle anderen, und nicht nur das: Einzelne ihrer Gedichte – *Es ist alles eitel, Menschliches Elende, Vergänglichkeit der Schönheit, Ach Liebste laß uns eilen* – stehen seit Jahrzehnten auf den ersten Plätzen der Hitliste, was zur Folge hat, dass auch in den Einführungen und Handbüchern immer wieder die gleichen Texte als „typische Beispiele“ barocker Lyrik erhalten müssen, was sich wiederum in der Textauswahl in den einschlägigen Lern- und Lehrmaterialien sowie nicht zuletzt auch in schulischen Curricula niederschlägt. So verfestigt sich nicht nur bei Schülerinnen und Schülern, sondern auch bei den Lehrenden die Vorstellung, dass barocke Lyrik eigentlich nichts anderes sei als Sonettichtung mit Vanitasmotivik.

Insofern ist Werles bewusste Abkehr vom Kanon nur zu begrüßen. Er wendet sich einer kleinen Gruppe von Leipziger Autoren zu, von denen noch nie gehört zu haben wohl niemandem peinlich sein muss: Christian Brehme, Gottfried Finkelthaus, Ernst Christoph Homburg und David Schirmer heißen die Dichter, die im Mittelpunkt dieser Expedition ins Unvertraute stehen. Die ersten Kapitel sind zunächst grundsätzlichen Fragen gewidmet: Warum ist die Literatur der Frühen Neuzeit eigentlich ein so „dunkles und unbekanntes Gelände“ (S. 18)? Warum gibt es in der deutschen Literaturgeschichte einen „Graben“ (Kurt Flasch) zwischen der Literatur des Mittelalters und der Literatur des mittleren bis späten 18. Jahrhunderts, der sich auch darin manifestiert, dass an den Universitäten häufig heute noch Lehrstühle für Mediävistik einerseits und Lehrstühle für „Neuere Deutsche Literatur“ andererseits existieren, so als sei dazwischen ein großes Loch? Warum gehört der Begriff ‚barock‘ in Anführungszeichen? Was *war* Lyrik?

Was den „Graben“ betrifft, so führt Werle vier Gründe für seine Entstehung an: 1) Im 19. Jahrhundert hat sich in der Literaturwissenschaft die ‚Wellentheorie‘ etabliert, der zufolge die Zeit um 1200 und die Zeit um 1800 Wellenkämme, also Hochblütezeiten waren, die Zeit um 1600 aber ein Wellental, in dem die Literaturproduktion gemessen an den Kämmen minderwertig war. 2) Texte aus der Zeit um 1600 sind aus mehreren Gründen schwer lesbar: Sie sind in Fraktur

geschrieben, werden durch Virgeln gegliedert und weisen einen anderen Zeichensatz auf als moderne Texte. 3) Die Autoren der Zeit um 1600 sind in der Regel weniger bekannt, weil diese Zeit weniger stark kanonisiert ist als etwa das 18. Jahrhundert; als Folge davon findet man sie in den einschlägigen Nachschlagewerken häufig nicht. 4) Da die ‚barocken‘ Autoren weniger kanonisiert sind, ist die Suche nach ihren Texten oft mit erheblichem Aufwand verbunden, auch wenn die Digitalisierung hier in den letzten Jahren die Situation deutlich verbessert hat.

Im Kapitel „Barock in Anführungszeichen“ zeigt Werle anhand eines Gedichts von Christian Brehme auf, dass die im Text evozierte poetische Hirtenwelt unseren Vorstellungen vom barocken Gedicht kaum entspricht und dennoch mit dem hoch kanonisierten Gryphius-Sonett *Es ist alles eitel* motivisch verbunden ist über das „Schäfers-Kind“, das einst „wird spielen mit den Herden“. Warum gilt Gryphius’ Gedicht als „typisch barock“, das von Brehme jedoch nicht? Weil Gryphius’ Sonett den Status eines Modelltextes erlangt hat und das von Brehme nicht. Erst wenn man auch die nicht als modellhaft betrachteten Texte einbezieht, so Werles Überzeugung, gewinnt man ein differenziertes Bild einer Epoche. Der Frage „Was war Lyrik?“ nähert er sich im Folgenden ausgehend von einem Gedicht von Finkelthaus, das sich mit dem Eingangsvers „Ich empfinde fast ein Grawen“ auf ein Gedicht von Opitz bezieht, das dieser im *Buch von der Deutschen Poeterey* als Modell einer Ode präsentiert. Werle zeigt, wie Brehme dieses Gedicht parodiert, und erklärt an diesem Beispiel, dass Opitz mit *Lyrice* „musikaffine Gedichte“ (S. 46, d.h. liedhafte Texte heiteren Charakters meint und nicht etwa jene „enthusiastisch aufgeregte“ Naturform der Poesie, von der Goethe so folgenreich in den *Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan* gesprochen hat.

Die weiteren Kapitel des Buches erläutern „jeweils einen sachlichen Gesichtspunkt“ (S. 9), beispielsweise das lyrische Ich, die Beziehung von Literatur und Musik, Lyrikbücher als Sammlungen, die Attraktivität der Schäfer- und Landlebendichtung sowie auch die Praktiken der Geselligkeit und Aspekte der Rezeptionsgeschichte. Ausgangspunkt ist jeweils ein Gedicht, das Werle, gemäß dem Anspruch seiner „Legende“, Schritt für Schritt „aufschließt“ – immer mit dem Fernziel, dass „eine Leserin, ein Leser im Anschluss an die Lektüre der Leseanleitung daran gehen kann, mit neuem Blick, mit neuer Lust die Lektüre der alten Texte selbst anzugehen“ (S. 9). Seine Erläuterungen sind durchweg klug, interessant, verständlich geschrieben und kenntnisreich – so kenntnisreich allerdings, dass man darin einen blinden Fleck der Gesamtanlage des Projekts

erblicken kann: Wenn er etwa im Kommentar zu Brehmes Gedicht *Auff der Schäuferin Magdalis Namens-tag* wie nebenbei erwähnt, dass dessen metrischer Aufbau exakt Martins Luthers Psalm-Nachdichtung „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ entspricht und der Text sich insofern als „antithetische Kontrafaktur“ (S. 30) dieses geistlichen Liedes zu erkennen gebe, fragt man sich, wie die hier noch an die Hand genommenen Leserinnen und Leser in ihren künftigen lustvollen Lektüreabenteuern selbstständig auf solche Schlüssel zum Verständnis kommen sollen. Hier schreibt ein überaus informierter, um 1600 hätte man gesagt: gelehrter Literaturwissenschaftler und unterschätzt seinen enormen Wissensvorsprung. „Lust“ stellt sich beim Lesen solcher durch den zeitlichen Abstand fremd gewordenen Texte nur ein, wenn man vieles weiß und gelesen hat, wenn man zum Beispiel das Spiel mit Vorlagen sofort, also ohne erst einmal recherchieren zu müssen, als ein solches erkennt. Das wird denjenigen, die sich nicht jahrelang mit der Literatur der Frühen Neuzeit beschäftigen können oder wollen, nicht ohne weiteres möglich sein.

Auch wenn Werle sich ausdrücklich „weniger an Fachleute“ (S. 8) wendet, werden vor allem diejenigen unter den Fachleuten Vergnügen an seinem Buch haben, die zwar keinen Lehrstuhl für die Literatur der Frühen Neuzeit innehaben, aber doch überdurchschnittlich viel Literatur dieser Zeit gelesen haben. Ob es gelingen wird, „einige Einsichten über ‚barocke‘ Literatur populär zu machen, die [...] ihren Weg bisher nicht oder nur unzureichend in den Diskurs der Lehrbücher, des Lexikon- und Handbuchwissens gefunden haben“ (S. 9), muss die Zukunft zeigen. Das Ziel ist ehrgeizig, die Macht des Kanons groß, die Macht der Gewohnheit noch größer, vor allem in den Institutionen des Bildungsbereichs. Werles Buch liefert jedenfalls einige Anregungen, die durchaus im schulischen und universitären Unterricht umsetzbar wären. Denn wo, wenn nicht dort wird heute noch ‚barocke‘ Lyrik gelesen? Besonders interessant, weil unmittelbar anschlussfähig an die mediale Erlebniswelt von Schülerinnen und Schülern, aber auch von Studierenden, ist in dieser Hinsicht das Kapitel „Barocke‘ Popliteratur“. Hier lässt sich sehr gut nachvollziehen, wie ein wenig bekannter Dichter wie Ernst Christoph Homburg mit Versatzstücken aus dem „Gassenhauer“ (S. 87) eines Prominenten spielt, nämlich aus „Ach Liebste laß uns eilen“ des damals schon berühmten Opitz. Werle schreibt dazu: „Das Aufgreifen bekannter Elemente, mit denen etwas Neues gemacht wird, deutet auf ein Kult-Potential hin. Es handelt sich in bestimmter Hinsicht um Insider-Poesie, die von den Anspielungen auf eine literarische Subkultur

lebt. Die Verfahren der Parodie und der Anspielung, die im Gedicht erkennbar werden, ähneln den modernen Verfahren der Coverversion und des Remake. Die Poetik der Oberfläche verbindet das Gedicht mit modernen *lyrics*.“ (S. 88)

Sehr anregend ist auch die gleich im ersten Kapitel zu findende sehr konkrete Beschreibung des Vorgehens eines Frühe-Neuzeit-Forschers, wenn er auf den Namen eines Autors stößt – hier Gottfried Finkelthaus –, der ihm bisher unbekannt war und dessen Werk er kennen lernen möchte. Wie findet er heraus, was dieser Autor alles geschrieben hat? Wo sind frühneuzeitliche Drucke verzeichnet? Welche Recherchemöglichkeiten bietet das Internet? Wer stellt Digitalisate her? Hier spürt man unmittelbar die „Lust“ am Forschen, eine Begeisterung, die sich auch auf Schülerinnen und Schüler übertragen würde, wenn sie – etwa im Rahmen einer Projektarbeit – einmal etwas anderes machen dürften, als die „typischen Merkmale der Barocklyrik“ in einem Sonett von Gryphius zu bestimmen.

Vera Viehöver

Gerrekens, Louis / Leyh, Valérie / Pastor, Eckart (Hgg.): *Konventionen und Tabubrüche. Theodor Storm als widerspenstiger Erfolgsautor des deutschen Realismus*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2019. 270 S. € 69,95 (D)

Theodor Storm ist schon lange nicht mehr der gemütliche Heimatdichter, als der er zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts noch gelesen wurde. Die Literaturwissenschaft hat ihn von dem Verdikt der Husumerei befreien können und in ihm einen engagierten Autor entdeckt, der Probleme seiner Zeit kritisch reflektiert und literarisch verarbeitet. Zum weiten Spektrum seines Schreibens gehören abweichende Sexualnormen, Verbrechen und Gewalt ebenso sehr wie das eigensinnige ‘Spökenkieken’, mit dem er die mitunter rigiden Grenzen des Programmrealismus geschickt auszuloten weiß. Es sind vor allem diese ‘modernen’ Merkmale aus Storms poetischem Universum, die den thematischen Rahmen des vorliegenden Bands eröffnen. Die Beiträge gehen zurück auf eine Tagung, die vom 22.11.-24.11.2017 an der Universität Lüttich abgehalten wurde und das literarische Werk von Theodor Storm auf seine *Konventionen und Tabubrüche* hin befragte.

Die Beiträge des nun im Berliner Erich Schmidt Verlag erschienen Bandes verteilen sich auf vier sinnvoll gewählte Themenbereiche (“I. Aus dem Abseits: Blick auf die verkehrte Welt”, “II. Tabu und Tabubrüche”, “III. Trügerische Idyllen” und “IV. Gespenstische Wirklichkeiten”). Für Kohärenz und Lese-

orientierung sorgt neben dem übersichtlichen Aufbau auch die Einleitung der HerausgeberInnen, die das Untersuchungsthema direkt an einem weniger bekannten Textbeispiel erörtert (der Skizze *In Urgroßvaters Hause*) und im aktuellen Feld der Forschung positioniert. Die Wechselbeziehungen zwischen Konvention und Tabu werden an jüngere Forschungsbeiträge angeschlossen, die sich vor allem mit dem "Aspekt der *Grenzüberschreitung*" (S. 7) auseinandersetzen. Für das anstehende Vorhaben werden sie als ein "Spiel mit Grenzräumen" beschrieben, das "jenen Schwebestand und jene Ambivalenzen" erzeuge, die Storms Texte noch immer "aktuell" (S. 15) hielten. Gerade in diesen "verschiedenen Formen der Grenzerfahrungen" (S. 8) entdecken die HerausgeberInnen ein Forschungsdesiderat, welchem sich die im Band versammelten Beiträge auf ganz unterschiedliche Weise widmen. Die Vielfalt der verhandelten Themen und die Pluralität der Textzugänge ist bemerkenswert und bringt mit sich, dass nicht nur die altbekannten Storm-Klassiker in den Blick genommen werden, sondern auch bisher eher selten besprochene Texte Erwähnung finden.

So untersucht Heinrich Detering Texte aus den *Zerstreuten Kapiteln* auf ihre Funktionalisierung stigmatisierter Außenseiter und zeigt auf, wie Frauen, Juden, Homosexuelle und Wahnsinnige Gegenräume besetzen, von denen aus die prosaische Gesellschaftsordnung als "Verkehrte Welt" (S. 77) umgedeutet werden kann. Wenig Beachtung hat bisher auch die Novelle *Beim Vetter Christian* erfahren, der sich Eckart Pastor zuwendet. Hier lässt sich eine bisher wenig erforschte Seite des Autors erkennen, wenn Pastor plausibel darauf hinweist, wie Storm Konventionalität "mit den Mitteln des literarischen Schabernacks" (S. 163) parodiert.

Obwohl die Bandbreite der diskutierten Einzelthemen groß ist, bleibt der Gesamtzusammenhang stets gewahrt. Das auch, weil sich die Beiträge immer wieder aufeinander beziehen und so den Eindruck eines regen und konstruktiven wissenschaftlichen Austauschs erzeugen. Einen Knotenpunkt bildet hierbei sicherlich der Beitrag von Irmgard Roebing, der sinnvollerweise den Auftakt in der ersten Abteilung übernimmt. Roebing entwickelt eine heuristische Typologie von Storms Abseitsfigurationen, die inhaltlich (räumlich, zeitlich, rational, gesellschaftlich) und strukturell (Rahmenstruktur, Einschübe, Chronik-Novellen, Adaptionen von Kunst-Formen) befragbar ist. Es wäre durchaus interessant zu überprüfen, ob es sich hierbei um eine Storm-Spezifik handelt oder ob auch andere Realisten ein Faible für Abseitiges aufweisen. Daran müsste sich dann

Roebblings Deutung, die das Abseits unter Berufung auf Peter von Matt als individuelle „Opus-Phantasiè“ (S. 56) auffasst, messen lassen.

Während die Beiträge themengerecht eng an Storms literarischen Texten arbeiten, ermöglicht der Band aber auch Aussichten auf umfassendere Sachverhalte. Andreas Blödorn kann aufzeigen, wie in *Psyche* ein neues Konzept der Person entworfen wird, das auch für die Untersuchung von literarhistorischen Transformationen interessant wäre. Um seine Thesen zu belegen, greift er auf ein semiotisches Rüstzeug zurück, wie es Claus-Michael Ort in seiner Realismusstudie *Zeichen und Zeit* vorgeprägt hat.¹ Das hat den Vorteil detaillierter Beweisführung, bedingt aber auch eine recht herausfordernde Lektüre. Christian Bege mann untersucht ästhetische Normbrüche des Spukhaften und analysiert *Zur Chronik von Griesbusch, Ein Bekenntnis* und den *Schimmelreiter* auf der kulturhistorischen Folie einer säkularen Gesellschaft. Hier kann er aufzeigen, wie der Empirisierungsdrang einer aufgeklärten Verstandeskultur offene Stellen hinterlässt, in die Storms Gespenster als „Überlebse!“ (S. 214) hineinströmen können.

Die Beiträge bieten somit mehr an als nur eine Bestandsaufnahme jüngerer Forschungsergebnisse. Auch wenn geübten LeserInnen viele Motive bekannt sein dürften, eröffnen sich immer wieder auch neue Perspektiven auf Storms literarisches Werk. Exemplarisch sei etwa der Beitrag von Valérie Leyh erwähnt, in dem sie einer spannenden intertextuellen Fährte folgt, die bis nach Amerika führt. Indem sie Storms Märchen *Bulemanns Haus* in Beziehung zu Edgar Allan Poe setzt, erschließt sie neue Kontexte für nachfolgende Arbeiten. Auch Malte Denkers überzeugender Hinweis auf die subtile Thematisierung von Homosexualität in *John Riew*,² der freilich teilweise schon mit seiner Monografie *Theodor Storm und das Tabu* vorliegt,² bietet erstaunliche Einsichten.

Um die Sicht auf den Autor nicht zu verklären, ist die Grundidee der HerausgeberInnen, auch Storms Konventionalität zu berücksichtigen, sehr wichtig. In der konkreten Durchführung des Bandes wird indes ein etwas zu starkes Gewicht auf die Innovationen und Tabubrüche in Storms Werk gelegt. Auch wenn der Tabubruch literaturwissenschaftlich spannender daherkommt, hätte den

1 Vgl. Ort, Claus-Michael: *Zeichen und Zeit. Probleme des literarischen Realismus*. Tübingen: de Gruyter 1998 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 64).

2 Vgl. Denker, Malte: *Theodor Storm und das Tabu: „ich respektiere dieses Schweigen nicht“*. Würzburg: Ergon 2017 (= Literatur - Kultur - Theorie 23).

Konventionen etwas mehr Raum bereitgestellt werden können. Man denke etwa, gerade auch im internationalen Vergleich, an die Aussparungen von Themen wie Großstadtleben oder Technisierung. Daneben sind viele Gedichte ihrer Form nach durchaus traditionellen Mustern verpflichtet. Möglich wäre diesbezüglich auch ein Blick auf die frühere Rezeptions- und Kanonisierungsgeschichte gewesen. Man denke nur an das Urteil Rudolf Gottschalls, der Storm auf den Nipptisch verbannte und ihm so eine anhaltende Kränkung zugefügt hat.

Eine weitere Marginalie betrifft die zweimalige Behandlung von *Ein Doppelgänger* in den Beiträgen von Christian Neumann und David Jackson. Zwar unterscheidet sich Neumanns literaturpsychologische Analyse von dem etwas eigenwillig formulierten Beitrag Jacksons, was von den Autoren auch reflektiert wird. Um diese Redundanz zu vermeiden, hätten sich aber gerade zum Thema "Trügerische Idyllen" auch andere Textbeispiele angeboten – etwa *Draußen im Heidedorf* im Verhältnis zum beliebten Genre der Dorfgeschichte.

Das schmälert die Forschungsergebnisse aber in keiner Weise. Insgesamt liegt ein innovativer Sammelband vor, der sich nicht nur Storm-Interessierten empfiehlt, sondern auch der zukünftigen Realismusforschung Anregungen bieten kann. Indem der Band jüngere Forschungsergebnisse vereint und dabei auch neue Akzente setzt, legt er einen wichtigen Grundstein für kommende Arbeiten zum Werk Theodor Storms.

Felix Schallenberg

Duhamel, Roland: *Reflexionen. Kunst im Spiegel der Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2018. 156 S. € 29,-.

Weniger eine literaturwissenschaftliche Arbeit als eine sehr persönliche philosophische Untersuchung hat der emeritierte Antwerpener Literaturhistoriker und -didaktiker Roland Duhamel – langjähriger Präsident und heutiger Ehrenpräsident des BGDV – mit dem Band *Reflexionen* vorgelegt. Ziel ist, wie der Untertitel bereits andeutet, ein Überblick über die Darstellung von Kunst und Künstlern in fiktionalen Texten der deutschsprachigen Moderne seit 1800 – wobei Kommentare durch Schriftsteller in Essays, Briefen oder Tagebüchern ausdrücklich ausgeschlossen werden. „Kunst“ ist hier im weiteren Sinne zu verstehen und umfasst somit auch die Literatur selbst; insofern ist der Band eine

Fortsetzung von Duhamels 2001 erschienenem Buch *Dichter im Spiegel*.¹ Für das hier untersuchte Phänomen schlägt er in der Einleitung analog zum Ausdruck „Metaliteratur“ den Begriff „Metakunst“ vor, eine etwas unglückliche Wahl, da er eher auf die bildenden Künste verweist. Doch kommt der Begriff ansonsten kaum vor und dient auch keinem unmittelbar heuristischen Zweck, so dass er kaum zu Missverständnissen führen wird. Allerdings geht es in den meisten der erörterten Werke doch wieder weniger um Musiker oder Maler als um Dichter und Schriftsteller – auch wenn Dichtung in vielen der untersuchten Texte eben gegen jene anderen Künste in positivem oder negativen Sinne abgegrenzt wird.

Als Ausgangspunkt dient die im ersten Kapitel besprochene (Früh-)Romantik als die letzte Epoche, in der „Wahrheit und Schönheit“ (so die Überschrift des Kapitels) im Zeichen der Poesie noch als Einheit gedacht werden konnten. Duhamels Studie ist aber erklärtermaßen achronologisch konzipiert. So geht es in diesem Kapitel nicht nur um Novalis, Tieck oder E.T.A. Hoffmann, sondern auch um Neuromantiker wie Hofmannsthal und Rilke und sogar um Nachkriegsautoren wie Marie Luise Kaschnitz, Rolf Dieter Brinkmann und Siegfried Lenz oder einen Gegenwartsautor wie Josef Winkler. *Bien étonnés de se trouver ensemble*, könnte man einwenden, doch solche Kurzschlüsse sind hier Programm und decken im günstigsten Fall tatsächlich überraschende Ähnlichkeiten auf. Außerdem nutzt Duhamel dieses Vorgehen auch dazu, einige in Vergessenheit geratene Autoren wieder in Erinnerung zu rufen, etwa Stefan Andres oder Annette Kolb; ferner lenkt er die Aufmerksamkeit auf wenig bekannte Autoren der Gegenwart (Paulus Hochgatterer, Peter Henisch) und kommentiert Werke von Klassikern, die nur Spezialisten geläufig sein dürften (Texte von Schnitzler, Alfred Döblins Erzählung *Der Oberst und der Dichter*).

Sind die Frühromantiker (bzw. ihre Nachkommen) der Ausgangspunkt, dann muss die gesamte postromantische Literatur als Verfallsprodukt erscheinen. Den Kern seiner Argumentation formuliert Duhamel am klarsten im 9. Kapitel: „Aufgrund seiner Verblendung, Feinfühligkeit und Anpassungsunfähigkeit ist der Künstler der Prototyp des modernen, d.h. verfremdeten, unbehausten Menschen. [...] Dieser ist der wahre Protagonist der hier behandelten literarischen Epoche“ (S. 131). Obwohl im unmittelbar folgenden Satz mehrere Aus-

1 Duhamel, Roland: *Dichter im Spiegel. Über Metaliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001 (Rez. in *Germanistische Mitteilungen* 54)

deutungen dieses Sachverhalts genannt werden, ist es doch offensichtlich die Philosophie Nietzsches – dem Duhamel einen Großteil seiner eigenen Publikationen gewidmet hat –, an der die untersuchten Kunstauffassungen gemessen werden. Neben dem Begriffspaar apollinisch / dionysisch kommt dabei immer wieder der Nihilismus als letzte Konsequenz ins Spiel – ein ebenfalls aus Duhamels früheren Veröffentlichungen bekanntes Motiv.²

Verfolgt der Verfasser einerseits diesen roten Faden, so nimmt er sich andererseits vor, die verschiedenen Erscheinungsformen des Kunstdiskurses in der Literatur anhand von neun Schwerpunkten in ebenso vielen Kapiteln zu beschreiben: Neben „Schönheit und Wahrheit“ werden „Schönheit und Ordnung“, „Schönheit und Engagement“, „Schönheit und das Böse“, „Schönheit und Existenz“ in den Texten nach 1800 untersucht. In zwei eigenen Kapiteln zeigt Duhamel ferner, wie die Literatur der Moderne in ihren Fiktionen immer wieder ihren eigenen Legitimationsgrund untergraben hat. Diese Systematisierungsversuche sind zwar nicht überall klar definiert oder formuliert, schon weil es immer wieder Texte oder Textstellen gibt, die sich auch einem anderen Stichwort zuordnen ließen, aber sie nötigen angesichts der enormen Menge an gesichteten Texten Respekt ab. Wie schon aus der obigen Aufzählung von Autorennamen hervorgeht, stellt dieser Band nämlich eine umfassende Bestandsaufnahme mit geradezu enzyklopädischen Zügen dar: Die enorme Belesenheit, die der Autor in Anschlag bringt, ist ohne weiteres beeindruckend. Stellenweise beeinträchtigt die Fülle an angehäuften Material allerdings die Kohärenz, beispielsweise bei den völlig unverbundenen, sehr kurzen Absätzen zu Ilse Aichinger, Josef Winkler, Gabriele Wohmann, Thomas Hettche oder Peter Rosei, die sonst nicht mehr erwähnt werden und wie reine Indizienbeweise für die Argumentation des Verfassers anmuten. Auch die Erwähnung Franz Kafkas wirkt eher als Ehrerweisung an den „Heilige[n] der modernen Prosa“ (S. 130) denn als wirkliche Auseinandersetzung mit den zitierten Werken. All diese Autoren und Texte hätten ausführlichere Kommentare verdient. Doch die eingehenderen Analysen der zentralen, auch in den Kapitelüberschriften erwähnten Werke gleichen diese Mängel mehr als aus: Dort erweist sich Duhamel durchaus als zwar subjektiver, aber sehr sorgfältiger Leser. Überzeugend sind insbesondere

2 Siehe vor allem Duhamel, Roland: *Die Decke auf den Kopf. Versuch einer Deutung des Nihilismus*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006.

das 2. Kapitel, "Schönheit und Ordnung", in dem eingehende Lektüren von Werken Stifters und Grillparzers geboten werden, die Ausführungen zu Thomas Bernhards Darstellungen verkrüppelter Künstlerexistenzen im 9. Kapitel ("Schönheit und Existenz" überschrieben) oder auch die abschließenden Bemerkungen zu Hermann Broch, insbesondere zu seinem Roman *Tod des Vergil*, den Duhamel als "die eigentliche Synthese des metaliterarisch Möglichen" (S. 145) bezeichnet.

Wie gesagt: Um literaturwissenschaftliche Analysen im strengen Sinne handelt es sich in diesem Band nicht, wie auch das fast gänzliche Fehlen sekundärer Quellen zeigt. Zur akademischen Literaturwissenschaft scheint der Verfasser überhaupt ein eher zwiespältiges Verhältnis zu pflegen: So wird die Interpretation von Brechts *Leben des Galilei* mit dem Fazit abgeschlossen, dass "nicht die Universitätsgermanistik [...] ein Anrecht auf die Literatur [hat], sondern alle die Wissbegierigen, die bereit sind, für die Wahrheit ihren Seelenfrieden herzugeben" (S. 46). Hier wie auch anderen Stellen ist nie ganz klar, ob Duhamel einen eigenen Standpunkt formuliert oder 'nur' die Ansicht des zitierten Autors präsentiert. Überhaupt könnte es als Defizit angemerkt werden, dass vielfach nicht sehr klar zwischen fiktiver Figur, Erzähler, Autor und Kommentator unterschieden wird – was vielleicht auch an daran liegt, dass Duhamel dann doch einschlägige literaturwissenschaftliche und -geschichtliche Grundkenntnisse bei seinen Lesern voraussetzt.

Das allzu knapp ausgefallene und mit einer fast resignativen Moral endende Schlusswort (S. 149) lässt den Leser am Ende etwas ratlos zurück. Allein deshalb wäre es zu begrüßen, wenn diesem Überblick noch ein systematischerer, theoretischer Band beigegeben würde, der die hier vorhandenen wertvollen Beobachtungen und Interpretationsansätze – zum binären Denken über Kunst, zum Anti-Theater-Diskurs der Moderne oder zum "Tasso-Syndrom", um nur einige zu nennen – ausarbeitet. Was aber bleibt, ist eine Aufforderung an den Leser, den dargebotenen Reichtum an Texten selbst (noch einmal) zu entdecken.

Jan Ceuppens

Klein, Josef: *Politik und Rhetorik. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS 2019. 232 S., € 19,99.

Josef Kleins Einführungsband in die politische Rhetorik ist im Springer-Verlag in der politikwissenschaftlichen Reihe *Elemente der Politik* erschienen. Er führt in die zentralen Themen der germanistischen Politolinguistik ein, die Klein – der nach seiner Habilitation an der RWTH Aachen u.a. ab 1992 Professor für Germanistische Sprachwissenschaft in Koblenz-Landau war – seit Jahrzehnten nachhaltig mitgeprägt hat. Dabei kommt dem Text Kleins vielfältige eigene politolinguistische Forschung zugute, die er hier zusammenführt, ausbaut, in die politolinguistische Diskussion einbettet und auf aktuelle Beispiele anwendet. Seine klarsichtigen Beobachtungen an vielen Stellen des Buches profitieren aber auch deutlich von seiner eigenen praktischen Erfahrung als Bundestagsabgeordneter von 1972 bis 1976 – Klein war von 1965 bis 1979 CDU-Mitglied und im Bundestag einer der wenigen CDU-Befürworter des Grundlagenvertrags mit der DDR – and als Hochschulpräsident der Universität Koblenz-Landau von 2000 bis 2005.

Zusammen mit der linguistischen Diskursanalyse hat sich die Politolinguistik mittlerweile zu einem vielfältigen und ausdifferenzierten Feld entwickelt, und so überrascht es nicht, dass sich Klein – mit einem politikwissenschaftlichen Publikum vor Augen – für eine didaktische Reduktion des Themas auf den Zusammenhang von Politik und Rhetorik entscheidet. Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert und führt den Leser nach einer kurzen Einleitung von der rhetorischen Grundstruktur der Politik im zweiten Kapitel über die Dimensionen politischer Rhetorik im dritten Kapitel zum zentralen vierten Kapitel, welches sich mit den sprachlichen Ebenen politischer Rhetorik auseinandersetzt und mit 121 Seiten auch den meisten Raum einnimmt. Das Buch schließt mit zwei knappen Kapiteln zur Ethik und Resonanz politischer Rhetorik, einer kurzen kommentierten Bibliografie und dem Literaturverzeichnis.

Ausgangspunkt von Kleins Einführung ist der Gedanke, dass „in Demokratien Politik in Sprache konzipiert, debattiert, erklärt und in Frage gestellt wird“ (S. 1) und dass die sprachliche Hauptfunktion der politischen Rhetorik in der Persuasion besteht. Im zweiten Kapitel *Der Ort der Rhetorik in der Politik* beschreibt Klein die Rhetorik in der Politik mithilfe der aristotelischen Grundkonstellation von Proponent und Opponent, deren Ausführungen (ob schriftlich oder mündlich) die Rezipienten folgen und auf deren Basis sie Entscheidungen

fällen. Klein erweitert diese Grundkonstellation um die Idee der Mehrfachadressierung als rhetorische Konsequenz gesellschaftlicher Komplexität. Bedingung der Möglichkeit von Persuasion ist laut Klein der öffentliche und freie Wettbewerb von Ideen in demokratischen Gesellschaften, während Rhetorik in nicht-demokratischen Gesellschaften im Wesentlichen als Propaganda zu verstehen ist – eine idealtypische Unterscheidung, die hier sehr trennscharf vorgetragen wird, in der Realität aber wohl weniger klar sein dürfte. Es folgt eine detaillierte Darstellung des gesellschaftlichen Rahmens der Rhetorik. Obwohl Klein konstatiert, dass die Betrachtung medialer Sprache das Paradigma der Rhetorik sprengen würde, interessiert er sich dennoch für die veränderten Produktions- und Rezeptionsbedingungen: Er beschreibt Medialität als Kontext der Rhetorik, beobachtet den Einfluss und die Besonderheiten der Twitter-Kommunikation genau und äußert sich auch zur Rhetorik in Talkshows und Interviews. So brillant Kleins Darstellung hier ist, so ließen sich doch noch wesentliche linguistische Perspektiven ergänzen, die auch für ein politikwissenschaftliches Publikum von Interesse sein dürften. So hat beispielsweise die interaktionale Soziolinguistik viel zur Analyse politischer Interviews beigetragen (z.B. Fetzer/Lauerbach (Hg.) 2007)) und sind gerade bei der Analyse politischer Kommunikation in sozialen Medien die Einsichten der kritischen Diskursanalyse und Semiotik zur Rekontextualisierung rhetorischer und multimodaler Elemente (z.B. Marx 2017) unabdingbar.

Im dritten Kapitel *Dimensionen politischer Rhetorik* fügt Klein als weitere Bausteine einer Theorie der politischen Rhetorik Aristoteles' Dreiteilung rhetorischer Strategien in *pathos*, *logos* und *ethos* hinzu, die er als Grunddimensionen politischer Rhetorik versteht. Jedes dieser Elemente wird im Detail ausgeführt und um linguistische Konzepte erweitert: Die *logos*-Dimension (Rationalität) wird mit Hilfe der Ideen der Geltungsansprüche bei Habermas und der Griceschen Konversationsmaximen weiterentwickelt, für die *pathos*-Dimension (=Emotionalität) wird eine Systematik der Emotionen und ihrer sprachlichen Manifestationen vorgelegt, und zum Schluss wird mit der Modellierung der Emittenten-Adressaten-Beziehung die *ethos*-Dimension erschlossen.

Anders als es in anderen Einführungen in die Politolinguistik geschieht (Girnth 2015, Niehr 2015), beginnt Klein die sprachliche Analyse im zentralen vierten Kapitel *Politische Rhetorik als sprachliches Handeln* auf der Ebene der Argumentation (4.1 *Argumentieren. Der zentrale politische Handlungstyp*). Er folgt damit

seiner Grundprämisse, dass der Gebrauch der Sprache in der Politik vorrangig persuasiv sei und dass die Argumentation somit den Grundtyp sprachlichen Handelns in der Politik bilde. Diese Darstellung der Argumentationsstruktur politischer Diskurse ist in meinen Augen der stärkste und überzeugendste Teil des Buches. Klein leitet seine Analyse der argumentativen Makrostruktur in der Politik aus Austins Sprechhandlungstheorie ab, ein Ansatz, den er ursprünglich vor 20 Jahren erstmals vorstellte (Klein 2000). Hier wird eine im Dialog mit anderen Argumentationsforschern immer weiter verfeinerte Version eingeführt, die auch eine Topik des Kontra-Argumentierens und einen Topos der Ausführungskompetenz beinhaltet. In Unterkapitel 4.2 *Begriffe* folgt eine Diskussion der Konstitutionsfunktion von Begriffen und des Kampfes um Schlagworte. Hier erläutert Klein die von ihm entscheidend mitgeprägte lexiko-semantische Analyse politischer Begriffe in Verbindung mit Argumentation, Metaphorik und Frame-Semantik.

Das Unterkapitel 4.3 *Sätze* präsentiert eine weitere Neuerung, die Klein in den letzten Jahren in die germanistische Politolinguistik eingeführt hat: die sich an der rhetorischen Grundfunktion der Persuasion orientierende Analyse der Satzebene (u.a. Klein 2017). Klein bietet eine klare Analyse des Handlungscharakters von Sätzen sowie der Eigenschaften salienter Sätze in der Politik, die allerdings von einer Erweiterung um die Analyse ihrer repräsentationalen Funktion profitieren würde, denn Repräsentation und Missrepräsentation sind Grundfunktionen politischer Sprache. Zu deren Analyse könnte man zum Beispiel auf die deutsche Satzsemantik bei Polenz (1985) zurückgreifen, die meines Erachtens in der germanistischen Politolinguistik zu wenig rezipiert wurde. Auch eine Rezeption nicht-deutschsprachiger Literatur wie der Systemisch-funktionalen Linguistik (Halliday/Matthiessen 2004) und der Kritischen Diskursanalyse (Fairclough 2003) wäre hier hilfreich, u.a. im Hinblick auf die Konstruktion von Metaphorik auf Satzebene. Diese Auslassungen fallen besonders ins Auge, da Klein der Critical Discourse Analysis (CDA) vorwirft, dass in ihr „die sprachstrukturbezogenen Forschungsergebnisse der modernen Rhetorik – anders als in der Diskurslinguistik (...) nicht oder nur lückenhaft aufgenommen“ worden seien (S. 170-171). Gerade Fairclough (2003) hat sich aber in seiner Auseinandersetzung mit der Systemisch-funktionalen Linguistik ausgiebig mit der Satz- und Textebene beschäftigt. Außerdem stellt *CDA* einen programmatischen Sammelbegriff dar, unter dem sich eine methodisch und theoretisch viel-

fältige Gruppe von Forschern versammelt, die sowohl Argumentationstheorie und Rhetorik (Reisigl/Wodak 2009) als auch kognitive Linguistik (Chilton 2004; Hart 2010) und Korpuslinguistik (Baker 2006) in die Diskursanalyse und damit in die Analyse politischer Sprache eingeführt haben.

Die textuelle und diskursive Analyseebene, präsentiert in den Unterkapiteln 4.4 *Reden und Texte*, 4.5 *Kampagnen* und 4.6 *Diskurse*, wird ebenfalls wieder auf die argumentative Grundstruktur zurückgeführt. Zusätzlich reflektiert Klein die Rolle narrativer Elemente, die vor allem als Genre für das Personalisieren von Politik z.B. durch *home stories*, aber auch für die Analyse identitätsbildender politischer Mythen notwendig sind. Gerade im Hinblick auf ein germanistisches Lesepublikum ist dieser Schritt zu begrüßen, denn dieser Ansatz ist in Deutschland zwar in der Soziologie und Politikwissenschaft (u.a. in Viehöver 2001) aufgegriffen worden, aber erstaunlicherweise bisher nicht in der germanistischen Politolinguistik.

Im vorletzten Kapitel 5 *Ethik und politische Rhetorik* wird auf der Basis der Handlungstheorie von Grice eine universalistische Kommunikationsethik skizziert, die kritische Analysen gegenwärtiger Entwicklungen in der politischen Rhetorik erlaubt. Dieser Ansatz ist im Grunde mit dem Ansatz der Kritischen Diskursanalyse verwandt, die sich in der Regel aber auf Habermas beruft (zu einem Vergleich der beiden Ansätze siehe Chilton 2004: 44-47). Die großartigen analytischen Skizzen populistischer Rhetorik, die Klein hier präsentiert, würden wiederum von einer breiteren Literaturgrundlage u.a. in der Linguistischen Diskursanalyse profitieren. Wenn Klein beispielsweise den Verstoß der Klimawandelleugner gegen das Kriterium der sachlichen Fundiertheit diskutiert, ruft das geradezu nach einer Reflexion, wie diese sachliche Fundiertheit diskursiv konstituiert wird und wie Sprache und Macht hier ineinandergreifen. Im Rahmen von Kleins Einlassungen zur politisch korrekten Sprache hätte man sich statt der bloßen Erwähnung Stefanowitschs (S. 194) eine explizite Auseinandersetzung mit dessen (kommunikations)ethischen Argumenten (Stefanowitsch 2018) gewünscht, zumal sich Klein ja auch schon in früheren Arbeiten empirisch und konstruktiv mit den Möglichkeiten nicht-diskriminierender Sprache auseinandergesetzt hat (Klein 2004).

Politik und Rhetorik schließt mit einem kurzen Kapitel 6 *Resonanz* zur Rezeption politischer Rhetorik und ihrer Erforschung, das auf der einen Seite die offenen Probleme dieses Feldes herausstellt, auf der anderen Seite aber sehr an-

schaulich beschreibt, wie Resonanz durch Beifall und journalistisches Zitieren angezeigt wird – Einsichten, die an Kleins Forschung zu salienten Sätzen in politischer Rhetorik (Klein 2017, vgl. oben) anschließen.

Insgesamt ist Josef Klein mit *Politik und Rhetorik* eine klare und gut lesbare Einführung in die politische Rhetorik gelungen, die viele Stränge seines politolinguistischen Lebenswerks in sich vereint und aktueller ist als seine Aufsatzsammlung *Grundlagen der Politolinguistik* (Klein 2014). Dem Buch ist rasch eine zweite Auflage zu wünschen, in der auch die bisher noch vernachlässigten Teile der politolinguistischen und diskurslinguistischen Literatur berücksichtigt werden könnten, um somit die Chancen eines interdisziplinären Dialogs zwischen Politikwissenschaft und Linguistik noch besser zu nutzen.

Michael Kranert

Literatur

- Baker, Paul (2006): *Using Corpora in Discourse Analysis*. London/New York: Continuum.
- Chilton, Paul (2004): *Analyzing Political Discourse. Theory and Practice*. London/New York: Routledge.
- Fairclough, Norman (2003): *Analyzing Discourse. Textual Analysis for Social Research*. London/New York: Routledge.
- Fetzer, Anita/Lauerbach, Gerda (Hg.) (2007): *Political Discourse in the Media. Cross-Cultural Perspectives* (Pragmatics & Beyond New Series 160). Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Girnth, Heiko (2015): *Sprache und Sprachverwendung in der Politik. Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich-politischer Kommunikation*. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. (= Germanistische Arbeitshefte 39.) Berlin/Boston: de Gruyter.
- Halliday, Michael A. K. (2014): *Halliday's Introduction to Functional Grammar*. 4th edition. Revised by Christian M. I. M. Matthiessen. London/New York: Routledge.
- Hart, Christopher (2010): *Critical Discourse Analysis and Cognitive Science. New Perspectives on Immigration Discourse*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Klein, Josef (2000): *Komplexe topische Muster. Vom Einzeltopos zur diskurstyp-spezifischen Topos-Konfiguration*. In Schirren, Thomas/Ueding, Gert (Hg.): *Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium*. Tübingen: Niemeyer. S. 623–649.
- Klein, Josef (2004): *Der Mann als Prototyp des Menschen – immer noch? Empirische Studien zum generischen Maskulinum und zur feminin-maskulinen Paarform*. In Eichhoff-Cyrus, Karin M. (Hg.): *Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung*. Mannheim: Dudenverlag. (= Thema Deutsch 5). S. 292–307.
- Klein, Josef (2014): *Grundlagen der Politolinguistik. Ausgewählte Aufsätze*. Berlin: Frank & Timme.

- Klein, Josef (2017): *Saliente Sätze*. In: Roth, Kersten Sven/Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (Hg.): *Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft*. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 139-164.
- Marx, Konstanze (2017): *Rekontextualisierung von Hate Speech als Aneignungs- und Positionierungsverfahren in Sozialen Medien*. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 13. S. 132-147.
- Niehr, Thomas (2014): *Einführung in die Politolinguistik. Gegenstände und Methoden*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Polenz, Peter von (1985): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin: de Gruyter.
- Reisigl, Martin/Wodak, Ruth (2009): *The Discourse-Historical Approach (DHA)*. In Wodak, Ruth/Meyer, Michael (Hg.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. 2. Auflage. Los Angeles/London/New Delhi/Singapore/Washington (D.C.): Sage. S. 87-121.
- Stefanowitsch, Anatol (2018): *Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*. Berlin: Dudenverlag.
- Viehöver, Willy (2001): *Diskurse als Narrationen*. In Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske+ Budrich. S. 177-206.

Götttert, Karl-Heinz. *Die Sprachreiniger. Der Kampf gegen Fremdwörter und der deutsche Nationalismus*. Berlin: Propyläen 2019. 368 S., EUR 24,00.

Entgegen dem eher allgemein gehaltenen Titel beschäftigt sich das vorliegende Buch fast ausschließlich mit dem (Allgemeinen) Deutschen Sprachverein (A)DSV¹ und deckt mithin primär den Zeitraum von den 1880er bis 1940er Jahren ab. Bezüge zu der Zeit davor und danach, bis hin zur Gegenwart, werden erwartungsgemäß hergestellt. Insgesamt wird chronologisch vorgegangen.

Bei dem zu besprechenden Buch handelt es sich jedoch nicht um einen wissenschaftlichen Forschungsbeitrag, sondern um ein populärwissenschaftliches Werk, das sich dementsprechend an einen größeren Leserkreis richtet. Gleichwohl ist das Buch auch für Sprachwissenschaftler/innen, die sich bereits intensiv mit dem Thema beschäftigt haben, ausdrücklich zu empfehlen. Götttert fasst nämlich nicht lediglich den derzeitigen Stand der Forschung zum (A)DSV allgemeinverständlich zusammen, sondern wartet zum Teil auch mit neuen Erkenntnissen auf, stellt bisher so nicht deutlich gewordene Zusammenhänge

1 Der 1885 gegründete ‚Allgemeine Deutsche Sprachverein‘ hieß ab 1923 nur noch ‚Deutscher Sprachverein‘ (vgl. z.B. Schildt 1998: 60). Er wird hier deshalb stets als ‚(A)DSV‘ abgekürzt.

zwischen Personen bzw. Institutionen her und überrascht dabei durch Detailfülle, Präzision sowie zahlreiche sinnvolle Beispiele und Zitate.

Der populärwissenschaftliche Charakter des Buches zeigt sich auch im Aufbau: Einschließlich Prolog und Epilog besteht es aus 37 nicht nummerierten Abschnitten, die im Durchschnitt unter zehn Seiten lang sind und jeweils unter einem einführenden Zitat eine kurze, prägnante Überschrift aufweisen. Zusätzlich findet man zwischen manchen dieser Abschnitte einen kurzen, etwa viertel- bis halbseitigen Text, der witzig-ironisch bis polemisch die Ablehnung bestimmter Wörter, meist Fremdwörter, durch den (A)DSV kommentiert. Hinzu kommen am Buchende vier Seiten mit zeitgenössischen Porträtfotos relevanter Personen und (A)DSV-Werbematerialien, ein siebenseitiges Literaturverzeichnis, ein umfassendes Personenregister und ein Bildnachweis sowie Dankesworte.

Wie oben schon angedeutet, behandelt Göttert die Geschichte des (A)DSV von seiner Gründungsphase über die anschließende Blütezeit des Vereins, als der Purismus im Deutschen Reich institutionalisiert wurde (Kirkness 1998: 413), bis zum Ende des (A)DSV. Diesbezüglich beschreibt Göttert detailliert die Phase des langsamen Untergangs des Vereins zur Zeit des Nationalsozialismus, eine Entwicklung, die von der Vereinsführung ignoriert wurde, eigentlich aber schon seit der sogenannten Machtübernahme absehbar war. Denn neben einigen Unterstützern aus dem NS-Lager wie etwa Innenminister Wilhelm Frick (1877-1946) kritisierten führende Nationalsozialisten wie z.B. Joseph Goebbels (1897-1945) mehrfach den (A)DSV und betrieben dessen Schließung. 1943 kam es dann zur Einstellung der Vereinszeitschrift *Muttersprache* wegen kriegsbedingten Papiermangels, was bei einigen Zeitgenossen den Eindruck erweckte, der Verein existiere nicht mehr. Besonders lobenswert ist, dass Göttert festhält, dass der Verein zumindest noch bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs im Bombenhagel Berlins und anderswo sehr aktiv war und – je nach Zweigverein – sogar bis in die Nachkriegszeit weiterbestanden hat.² Damit folgt Göttert nämlich gerade nicht der populären, aber falschen Auffassung, der (A)DSV und seine Zweigvereine seien von den Nazis verboten worden. Laut Ernsts *Deutscher Sprachgeschichte* (2012: 222) etwa „interessierte sich Hitler nicht für die Aktivitäten des Vereins, ja stand der Richtung sogar ablehnend gegenüber und es kam zum Verbot des

2 Zum vermeintlichen Ende des (A)DSV siehe Kapitel 2.8 der vorzüglichen Monographie von Silke Wiechers (1994: 54-58), die auch Göttert in seinem Literaturverzeichnis (362) aufführt.

Vereins“; auch Muhr (2004: 22) glaubt, der (A)DSV „wurde 1940 durch einen Erlass Hitlers verboten“, und meint, dass „der ADSV in Deutschland [nach 1945] weiter verboten blieb“ (ebd., 29). Viele Nachfolgeorganisationen ehemaliger (A)DSV-Zweigvereine nehmen heute allzugern eine ungerechtfertigte Opferrolle ein, wenn sie, wie etwa der Wiener Verein ‚Muttersprache‘, behaupten, dass der Wiener (A)DSV-Zweigverein „im Jahre 1943 während des Zweiten Weltkrieges (wie auch viele andere Vereine) von der damaligen Regierung aufgelöst“ worden sei (Fuchs 1999: 6).

Göttert stellt alle Hauptakteure sowie die einflussreichsten Mitglieder des (A)DSV vor; alle wichtigen Unterstützer und Gegner des Vereins werden ebenfalls eingehend abgehandelt, und zwar sowohl Individuen als auch Institutionen. So wird im Abschnitt „Rassismus und Antisemitismus“ (308f., 312) u.a. der oft vernachlässigte Karl Tekusch (1890-1977) behandelt, letzter Vorsitzender des (A)DSV-Zweigs Wien und später erster Vorsitzender bzw. Obmann des oben genannten, als Nachfolger des (A)DSV 1949 neu gegründeten Wiener Vereins ‚Muttersprache‘ (Pfalzgraf 2016, 2019). Auch werdend die selbstgewählten Arbeitsgebiete und Zuständigkeitsbereiche des Vereins aufgezeigt und kritisch, teils unterhaltsam-ironisch kommentiert.

Detailliert auf den Inhalt der 37 Kapitel einzugehen, würde den Rahmen dieser Rezension natürlich sprengen. Beispielhaft hingewiesen sei aber auf die wertvollen Details zum Leben und Werk einiger Hauptakteure, die Göttert bietet. Besonders hervorzuheben ist hierbei Heinrich von Stephan (1831-1897), zu dem Göttert im zweiten Kapitel (17-24) bemerkenswerte Einzelheiten liefert. Auch Herman Riegel (1834-1900) wird ausführlich in einem eigenen Abschnitt besprochen (34-41). Etwas zu kurz hingegen kommt Hermann Dunger (1843-1912): Obwohl er am 10. September 1885 in Dresden den ersten Zweigverein des (A)DSV gründete, dessen Gründungsdatum gemeinhin als Gründungsdatum des Vereins gilt (Viereck 1989: 3*), wird dies auf den entsprechenden Seiten (37-38) von Göttert nicht erwähnt. Erst im allgemeineren Abschnitt „Mitglieder“ (52) fällt erstmals Dungers Name. Sehr schön allerdings zeigt Göttert immer wieder die deutlichen Unterschiede zwischen dem eher besonnen Dunger und dem nationalistisch-chauvinistischen, immer wieder ausfällig werdenden Riegel auf.

Detaillierter und äußerst erhellend ist auch der Abschnitt zur „Erklärung der 41“ vom März 1889 (76-90). Göttert stellt die Auseinandersetzung zwischen den

Unterzeichnern dieser (A)DSV-kritischen Erklärung und dem Sprachverein informativ und aussagekräftig dar und schreibt ganz richtig von einer „rüpelhaften Verunglimpfung von Gegnern“ (86) des (A)DSV durch dessen Vereinsmitglieder. „Es war eine regelrechte Schlammschlacht.“ (87) Immer wieder bezieht Göttert in seinem Buch klar Stellung, auch wenn er am Ende erklärt, er habe sich „beim Kommentieren zurückgehalten“ (349). U.a. konstatiert Göttert zu Recht, dass der (A)DSV in erster Linie ein „nationalistischer Kampfbund“ (46) war, dem es um die „Distanzierung vom Fremden“ (45) und um die „Reinigung und [das] Reinhalten der eigenen Kultur und Nation vor ungebetenen Gästen und deren unerbetenen Ideen“ (16) ging. Das Hauptziel des (A)DSV war also nicht sprachkritischer, sondern vielmehr nationalistischer Art. In jedem Abschnitt seines Buches zeigt Göttert den Nationalismus des (A)DSV auf. Sehr oft wird dieser Nationalismus zudem im letzten Satz bzw. Absatz eines Kapitels nochmals ganz deutlich herausgestellt.

Zu Recht als „zu harmlos“ (346) kritisiert Göttert zudem Polenz' (1979: 19) Ansicht, der Sprachpurismus beruhe auf der Vermischung von Diachronie und Synchronie. Vielmehr, so Göttert (ebd.), war „[d]er Sprachverein [...] schlicht nie ein Verein zur Förderung der Sprache, sondern ein nationalistischer Stoßtrupp“, dem es „von Anfang an um die Förderung eines Nationalismus“ ging (ebd.). Dass Göttert damit richtig liegt, zeigt sich deutlich in den Vereinszielen des (A)DSV:

Der ‚allgemeine deutsche Sprachverein‘ ist ins Leben getreten, um die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen zu fördern, – die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen – und auf diese Weise das allgemeine nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen. (*Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 1/1886: 1)

Schon im Prolog stellt Göttert jedoch heraus, dass es ihm in seinem Buch nicht um ein „Urteil über vergangene Irrwege“ geht. Vielmehr geht es ihm „um die Aufdeckung von Parallelen zu unserer eigenen Gegenwart“, da es heute mehr als nur einen Sprachverein gebe, „der mit dem alten Verfolgungsfuror agiert“ (16). Neben den aktuell aktiven kleineren, eher weniger einflussreichen Sprachschutzvereinen (vgl. Pfalzgraf 2006) meint Göttert damit natürlich den derzeit größten und einflussreichsten deutschen Sprachschutzverein: den 1997 als Verein zur Wahrung der deutschen Sprache (VWDS) gegründeten und im April 2000 in Verein Deutsche Sprache umbenannten VDS, dem eine ähnliche „Mi-

schung von peinlicher Wehleidigkeit und stammtischartiger Aggressivität“ (45) zu eigen ist wie die, die Göttert dem (A)DSV attestiert. Einen weiteren Zusammenhang zu aktuellen Zuständen in Deutschland stellt Göttert her, wenn er mit Bezug auf den derzeitigen allgemeinen Identitätsdiskurs feststellt, dass „die Reinheitsfantasie als Mutter aller nationalistischen Fantasien, die Abstoßung des Fremden, [...] heute eher die Bewahrung des Angestammten stützen soll“ (347), wenn „heute wieder von verlorener ‚Identität‘, von ‚Sichselbstabschaffen‘ und was sonst allem die Rede“ (348) sei.

Zusammenfassend möchte der Rezensent Götterts Buch dem Laien wie dem Fachmann nachdrücklich zur Lektüre empfehlen. Als emeritierter Professor für Germanistik an der Universität zu Köln hat sich Göttert bereits in anderen Werken durch eine vorbildliche Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in ein populärwissenschaftliches Format ausgezeichnet. Nur so können Linguisten auch ein breiteres Publikum erreichen, ihm ihre Erkenntnisse zugänglich machen und dadurch an aktuellen gesellschaftlichen Debatten teilnehmen und diese eventuell auch positiv beeinflussen.

Falco Pfalzgraf

Literatur

- Ernst, Peter (2012): *Deutsche Sprachgeschichte. Eine Einführung in die diachrone Sprachwissenschaft des Deutschen*. Zweite Auflage. Wien: Facultas.
- Fuchs, Hans (1999): *50 Jahre Verein ‚Muttersprache‘ Wien*. Erster von vier Teilen. In: *Wiener Sprachblätter* 49/1. S. 6.
- Kirkness, Alan (1998): *Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen*. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (HSK)*. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Band 2.1. Berlin: De Gruyter. S. 407-416.
- Muhr, Rudolf (2004). *Anglizismen als Problem der Linguistik und Sprachpflege in Österreich und Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. In: Muhr, Rudolf/Kettemann, Bernhard (Hg.). *Eurospeak. Der Einfluss des Englischen auf europäische Sprachen zur Jahrtausendwende*. Zweite, korrigierte Auflage. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang. (Österreichisches Deutsch – Sprache der Gegenwart 1). S. 9-54.
- Pfalzgraf, Falco (2006): *Neopurismus in Deutschland nach der Wende*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/Brüssel/New York/Oxford/Wien: Lang. (Österreichisches Deutsch – Sprache der Gegenwart 6).
- Pfalzgraf, Falco (2016): *Karl Tekusch als Sprachpfleger. Seine Rolle in Wiener Sprachvereinen des 20. Jahrhunderts*. Bremen: Hempen. (Greifswalder Beiträge zur Linguistik 10.)
- Pfalzgraf, Falco (2019): *Der Verein ‚Muttersprache‘ Wien unter Vorsitz von Karl Tekusch und Erwin Mehl (1949–1984)*. Heidelberg: Winter.

- Polenz, Peter von (1979): *Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet*. In: Braun, Peter (Hg.): *Fremdwort-Diskussion*. München: Fink. (UTB 797.) S. 9-31.
- Schildt, Joachim (1998): *Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte von Institutionen*. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/ Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (HSK)*. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Band 2.1. Berlin: De Gruyter. S. 55-62.
- Viereck, Wolfgang (1989): *Zum Nachdruck zweier Werke Hermann Dungers*. In: Dunger, Herman. *Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter / Engländerei in der deutschen Sprache*. Nachdruck der Ausgaben Leipzig 1882 und Berlin 1909. Hildesheim: Olms. S. 1*-12*.
- Wiechers, Silke (2004): *Die Gesellschaft für Deutsche Sprache. Vorgeschichte, Geschichte und Arbeit eines deutschen Sprachvereins*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/Brüssel/New York/Oxford/Wien: Lang. (Beiträge zur Sprachwissenschaft 28.)
- Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 1/1886.